

„Er ist zu indolent, um fort zu gehen,“ sagte sie sich zum Trost, „und Großpapa giebt es nicht zu — und ich auch nicht.“ — So lange sie Johann Leopold als ihr sicheres Eigentum betrachtete konnte, war er ihr mehr als gleichgültig; jetzt, da er Miene machte, sich ihr zu entziehen, wollte sie ihn um jeden Preis festhalten und nicht nur aus Berechnung. Heute hatte er zwar ihr Entgegenkommen unfreundlich abgewiesen, aber sie schmilzt nicht beim ersten Sonnenstrahl, — auch ihre Lebenswürdigkeit mußte wie die Sonne durch die Wäusser steigen. Wenn nur erst der Doctor fort war — seine scharfen beobachtenden Augen waren ihr unangenehm.

Ihr Wunsch sollte schnell erfüllt werden; Ludwig reiste am folgenden Morgen ab. In aller Frühe, während er noch mit dem Einpaden beschäftigt war, kam Johann Leopold in sein Zimmer.

„Ich will nicht stören,“ sagte er, indem er sich in's Sopha warf. „Aber ich gehe mit den Minuten Ihres Hierseins; Sie haben mich verwöhnt, ich werde mich nun doppelt einsam fühlen.“

Ludwig runzelte die Stirn. „Seien Sie nicht so weidmütig,“ sagte er, „es taugt Ihnen nicht, — wie Sie ausfallen — Sie haben schlecht geschlafen?“

„Gar nicht,“ antwortete Johann Leopold. „Nach unserem Gespräch von gestern Abend, nach dem Bescheid, den Sie mir auf meine Fragen gegeben ...“

„Sie verlangten Wahrheit,“ fiel ihm Ludwig in's Wort, „und ich glaubte sie Ihnen schuldig zu sein.“

„Das waren Sie,“ sagte Johann Leopold; „ich danke Ihnen dafür, aber es wird mir schwer, mich damit abzufinden.“

Ludwig's Lippen zuckten wie immer, wenn er bewegt war, und eine Weile stopfte er schweigend seine Sachen in die Reisetaschen, dann sagte er:

„Machen Sie schnell ein Ende — nur keine halben Maßregeln, kein Zögern, wo das Messer nötig ist.“

Johann Leopold fröhlich mit müder Geberde über Sitzen und Augen. „Sie haben Recht, es ist Zeit, daß ich thue, was endlich doch gethan werden muß,“ antwortete er.

„Wenn Sie das einsehen, thun Sie's gleich — heute — diese Stunde noch!“ rief Ludwig. „Soll ich Ihnen helfen?“

„Vielleicht würde es Ihnen leichter, wenn ich mit dem Freiherrn spräche.“ Johann Leopold fuhr in die Höhe. „Nein, nein!“ rief er die Farbe wechselnd, „das muß ich selbst thun — muß vor Allen erst selbst im Klaren sein. Aber ich danke Ihnen,“ fügte er ruhiger hinzu; „und später bitte ich um Ihre Hilfe — in anderer Weise. Ich darf darauf zählen, nicht wahr?“

„Auf meinen guten Willen unbedingt,“ antwortete Ludwig und drückte die seine, blasse Hand, die ihm Johann Leopold reichete. „Doch was will das sagen? — ich liebe solche Versprechungen in's Blaue nicht.“

„So bald als möglich sollen Sie das Nähere hören. Ihr Schiff segelt am vierzehnten März — Zeit vollauf, Alles zu ordnen,“ sagte Johann Leopold, indem er sich in die Sophasitzen zurücklehnte.

„Zeit vollauf, um in den alten Schendrian zurückzufallen,“ dachte Ludwig, aber er sprach es nicht aus und schloß hastig den Koffer und in die Reisetasche.

Der Diener kam, um zu melden, daß vorgefahren sei. „Sie bleiben hier,“ sagte Ludwig in bestimmtem Tone, als Johann Leopold aufstand. „Der Morgen ist bitter kalt; die Abkühlung, die ich Ihnen antathe, ist anderer Art. Leben Sie wohl!“

Sie schüttelten sich die Hände. „Leben Sie wohl!“ wiederholte Johann Leopold und ehe er ein Wort des Dankes hinzufügen konnte, machte sich Ludwig los, und ging schnell aus der Thüre, die er hinter sich zugug.

Jedes Abschiednehmen war ihm so peinlich, daß er im Familienkreise die Stunde seiner Aufsahrt verschwiegen und erst spät Abends von Johann Leopold den Wagen zum Frühzuge erbeten hatte. Dennoch sollte er dem Abreisenden nicht entgegengehen. Als er die erste Etage erreichte, bat ihn die alte Christianin einen Augenblick im Wohnzimmer einzutreten, und zu seiner Ueberraschung fand er, bis auf Johann Leopold, alle Familienmitglieder versammelt; selbst Magelone hatte nicht gewagt, sich auszuscheiden.

Der Freiherr kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. „Lieber Doctor, Sie wollten sich fortsetzen,“ sagte er; „das können wir nicht dulden. Von Dankbarkeit zu sprechen, ist nicht meine Sache, — aber ich hoffe, Sie wissen, was Sie mir, und Allen geleistet haben. Sie sind uns lieb geworden und ich erwarte, daß Sie

Dönninghausen fortan im vollen Sinne des Wortes als zweite Heimath ansehen. Sobald Sie von Ihrer Reise zurückkommen, erwarten wir Sie.“

Darauf küßte er den jungen Mann, wie er das beim Abschiednehmen von seinen Angehörigen zu thun pflegte. Taute Thella wünschte ihm unter Thränen glückliche Reise und wollte wissen, ob er ordentlich gestärkt hätte; Magelone reichte ihm lächelnd die Fingerringe, und Johanna, die in Hut und Mantel an der Thüre stand, erklärte, daß sie ihn bis Tharode begleiten würde.

Mit aufleuchtenden Augen folgte er ihr in den Corridor, aber als sie die Treppe erreichten, blieb er stehen und sah sie an.

„Lieber Johanna, ich danke dir — aber laß mich allein fahren,“ sagte er. „Es ist nur verlängertes Abschiednehmen, wenn du mich begleitest. Bleibe hier — mir zu Liebe — lebe wohl! lebe wohl!“

Die letzten Worte hatte er kaum hörbar herabgerufen. Nun schloß er Johanna in die Arme, drückte — zum ersten Mal im Leben — einen Kuß auf ihre Lippen, einen langen, heißen Kuß, der sie durchschauerte, und eilte, während sie noch wie im Traume dastand, die Treppe hinunter; im nächsten Augenblick fiel krachend der Wagenschlag zu und die Räder donnerten über das Pflaster des Hofes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Treue.

Von G. Cayton.

Sie hatten sich seit Jahren gekannt und geliebt. Sie waren sogar schon einmal verlobt gewesen; da traten zwingende Verhältnisse zwischen sie. Bei ihr nahm dieser Zwang die Gestalt eines fränkischen, egoistischen Vaters an; bei ihm trat er gebieterisch auf als verzweifelter Kampf um's Dasein, als elender Mangel an Geld.

Er rettete seinen Lebensmuth durch eine Flucht hinüber in die neue Welt, wo er eine tüchtige Portion Fleiß und Ausdauer (sein einziges Kapital) besser verwerten zu können hoffte als in der alten. — Sie blieb daheim und pflegte abwechselnd ihren Vater und ihre Erinnerung.

Seitdem waren sechs Jahre verfloßen, und die Situation hatte sich geändert. Das, was die beiden einst getrennt hatte, existierte nicht mehr. Der alte Vater war dahingegangen, wo er seiner weiteren Pflege bedurfte. Walter, dem jungen Manne, waren die schweren silbernen Dollars zu überreichlich zugesprochen, daß er sich nun in der Lage befand, sich endlich von seiner anstrengenden Thätigkeit ausruhen zu können und eine Reise nach seiner Heimathstadt zu unternehmen. Er hatte nun Zeit, alte Bekannte aufzusuchen und alte Verpflichtungen zu erfüllen.

Das Wort „Verpflichtungen“ hat einen herben, freudlosen Klang. Es klingt nicht wie: Liebesglaub, Brautstand und ehliches Glück, und doch bedeutete es in Walters Gedanken das selbe. Der junge Mann besah einen durchaus ehrenwerthen Charakter. Er war treu und gewissenhaft (nach seiner eigenen Ansicht und auch in den Augen der Welt); ein Mann, dem ein Wortbruch einem Verbrechen gleich galt. Einst hatte er Anna heiß geliebt, aber —

Ja, ja! Es ist so eine eigene Sache mit verzehrter Liebe!

Walter war nach B zurückgekehrt. Er hatte seiner Freundin den ersten Besuch für diesen Nachmittag angemeldet und schlenderte nun, da die Stunde dafür nahe, gemächlich durch die belebten Straßen der Stadt, seinem Ziele zu. Untermwegs betrachtete er mit hellen, neugierigen Augen die ihm fremd gewordene Umgebung.

Eine gewisse Neugierde bemächtigte sich auch seiner, bei der Erinnerung an seine Braut. Er freute sich, das Mädchen, welches er heirathen wollte, nach so langen Jahren wiederzusehen. „Die liebe gute Anna,“ sagte er sich, „wie mag sie wohl jetzt aussehen? Ob sie sich erheblich verändert hat? Nun ja, jünger sind wir beide nicht geworden!“

Schmunzelnd stellte er sich vor ein Schaufenster, dessen Hintergrund aus einem riesigen Spiegel bestand und seine stattliche Figur wiedergab. „Na,“ dachte er wohlgefällig, „mit mir steht es noch nicht so schlimm. Vierzig ist ja ein nettes Alter für einen Mann; — sechs Jahre war ich „drüben“; Anna muß jetzt über dreißig sein. Wie die Zeit vergeht! Die gute Anna! Ich habe sie wirklich noch recht herzlich lieb!“

Es ist ein erhebendes Gefühl zu wissen, daß man recht schaffend ist. Mit frohem Herzen schritt Walter die Straße entlang.

Jetzt kam er an einem Fenster vorbei, wo Gemälde zur Schau standen. Walter blieb wiederum stehen und musterte die zum Theil recht guten Bilder. Seine Aufmerksamkeit wurde hauptsächlich durch das Bildniß eines schönen blonden Mädchens in weichem Kleide gefesselt.

„Es ist, als sähe ich Ada Halifax vor mir,“ murmelte er und verlor sich in dem Anblick des reizenden Gesichts. Wie ein Traum stieg die Erinnerung an eine Scene aus der Vergangenheit vor seiner Seele auf. Er saß beim Diner in einem eleganten Speisesaal, neben der Schwester seines Kompagnons. Wie verführerisch blitzten die braunen Augen seiner lieblichen Nachbarin, wie schelmisch lächelte ihr rothes Mündchen. Noch nie zuvor hatte die begehrte Erbin ihm so deutlich gezeigt, daß er ihr nicht gleichgültig sei, — daß es nur eines Wortes seinerseits bedurfte, um sie als seine Braut an sich zu fesseln. Die Versuchung war groß. Sie war jung, schön, reich, und sie liebte ihn; — wäre er nicht ein Thor, wenn er da nicht zugriff? Nach dem Diner zog ihn Ada's Bruder bei Seite und flüsterte ihm zu: „Ich habe euch beobachtet; ich darf wohl gratuliren, alter Junge?“

Und doch zögerte Walter nur während der Dauer einer Minute; dann antwortete er mit fester Stimme: „Ich habe dir nie von meiner Braut erzählt. Ich bin seit Jahren schon verlobt.“

Die Zeit verging; Walter wurde von der vorüberreisenden Menschenmenge sanft gestoßen, während er traumdeloren das Bild anstarrte, das Ada Halifax so ähnlich sah. Endlich wandte er sich mit einem Seufzer ab und setzte seinen Weg fort.

„Schade, wirklich schade,“ er sagte die Worte nicht laut, er füllte sie bloß.

In einem behaglichen Wohnzimmer, dessen gebogene, aber nicht prunkhafte Einrichtung von einer hellen, schirmlosen Lampe beleuchtet wurde, saß Anna und wartete auf ihren Freund. In ihren sanften Zügen lag der Ausdruck einer glücklichen Zufriedenheit. Man konnte ihren guten Willen und Gebensherz ablesen, daß nun die schwerste Zeit durchkämpft, die Sorgen, der Kummer hinter ihr lagen und sie einem glücklichen Leben entgegenblicken durfte. Kein Zweifel, kein Bedenken triebte das Bild, welches sie sich von der Zukunft machte; sie vertraute ihrem Walter ihrem Bräutigam, von ganzem Herzen. War er nicht sechs Jahre lang um ihretwillen unternommen geblieben, und hatte er ihr nicht seine ganze schöne Jugend zum Opfer gebracht? War er nicht jetzt, in diesem Augenblick, unterwegs zu ihr, — gewiß mit sechsfach so vollem Herzen, und würden nicht vielleicht die nächsten Minuten sie mit ihm vereint sehen?

Sie malte sich aus, wie er in's Zimmer stürzen und sie, die vor Freude weinte, in seine ausgebreiteten Arme schließen würde. Sie hatte bereits die Thränen in ihrem Leben vergossen, aber diese sollten infolge allzugroßen Glückes fließen.

Bei diesem Gedanken waren sie auch schon da, die Thränen, rollten langsam über ihre Wangen herab. Allein Walter durfte nicht merken, daß sie geweint hatte, wenn es auch laut der Glückseligkeit geschahen war. Schnell fuhr sie mit ihrem Battistuch über ihre Augen und trat vor den Spiegel, um ihr Aussehen zu prüfen.

Ein zartes, feines Gesicht leuchtete ihr aus dem dunklen Hintergrund entgegen, — ein Gesicht, dem die Krankenstübchenluft, die vielen durchwachten Nächte die letzte Spur von Frische und Jugendlichkeit genommen hatten, wie die Finsterniß allmählich einer Blume die Farbe raubt.

Ja, sie mußte sich gestehen, daß sie alt aussah, — älter als ihre Jahre. Mit einer ungewohnten, fast furchtsamen Regung von Eitelkeit, eilte sie an einen Schrank und entnahm demselben einen kleinen Lampenschirm aus gestiffenem rothen Seidenpapier, den sie über die Lampenglocke zog.

„Das verschönt ein wenig,“ murmelte sie leise.

Aber im nächsten Augenblick gewann ihre etwas übertriebene Geduld und Ehrlichkeit die Oberhand. Vor sich selbst erlösend, nahm sie den hübschen Schirm sorgfältig wieder ab, glättete ihn und legte ihn in den Schrank zurück.

„Nein,“ sagte sie laut, — das war schmach! Er soll mich sehen, wie ich bin und nicht mit einer Illusion anfangen, um morgen bei Tageslicht um so mehr enttäuscht zu sein. Liebt er doch mich und nicht mein Gesicht, der Theure!“

Jetzt wurde die Glocke gezogen. Anna preßte die Hände krampfhaft ineinander. Nun war er da, und es würde so kommen, wie sie es sich ausge-

gemalt hatte. Gleich mußte er in's Zimmer stürzen. —

Aber er stürzte nicht. Im Gegentheil, er öffnete gemächlich die Thüre und trat mit würdevollem Lächeln ins Gemach. Anna sah statt des befannenen blaffen, feurigen Liebhabers einen großen, starken Mann, mit dunklem Vollbart, der gemessenen Schrittes auf sie zutrat, ein Hand in tabellos sitzendem Handschuh ihr entgegenstreckte und sagte: —

„Na, guten Tag, liebe Anna!“

Dann standen sie und blickten stumm einander an.

Der weitgewandte Mann und das einfache, schüchterne Mädchen fühlten sich beide von einer peinlichen Verlegenheit ergriffen. Die vielen Jahre, in denen sie sich nicht gesehen, thürmten sich zwischen ihnen zu einer hohen Mauer auf, die sie trennte, und sie hatten nicht den Muth, eine Bresche hineinzu schlagen, um zu einander zu gelangen. Da geschah etwa Banales, Alltägliches, Väterliches, das die Situation erleichterte.

Er rief: „Die Lampe qualmt!“

Sie wandte sich mit den Worten um: „Ach ja, du hast recht!“ und eilte an den Tisch, um die allzu hohe Flamme herabzuschrauben. Dann lachten sie Beide. Der Mann war gebrochen, — die Mauer fiel, — sie durften sich nähern.

Sie saßen zusammen auf dem Sofa und blickten einander in die Augen, während er von seinen Kämpfen und Erfolgen erzählte. Sie unterbrach ihn von Zeit zu Zeit mit theilnehmenden Fragen. Noch war zwischen ihnen kein Wort von Liebe gefallen.

Zuerst hatte sie ein solches erhofft und erwartet, aber zehn Minuten hatten genügt, um diese Hoffnung zu Grabe zu tragen.

Mit dem feinen Gefühl eines liebenden Weibes hatte sie in sein Herz geschaut und dort, wie in einem offenen Buch, seine Gedanken gelesen. Sie fühlte, daß er sie alt und weif fand; trotz seines lächelnden Mundes traf sie der prüfende Blick seiner kalten Augen, die tiefen Augen, die schon so oft für sie in heißer Gluth gestammt, wie ein Messer in's Herz. Sie überlegte nicht, sie folgte nicht, sie zog keine Schlüsse, aber sie wußte trotzdem. Sie hatte mit unerschütterlicher Gewißheit die Thatsache erfaßt, daß er sie nicht mehr liebte, nie wieder lieben würde.

In diesem Augenblick starb der letzte Rest ihrer Jugend dahin, und mit ihm schwand alles, was die Welt und das Leben für sie noch an Schömem und Beglückendem barg. Nur ein Gefühl blieb sie noch und nahm, jeden anderen Gedanken verdrängend, ihr ganzes Sein gefangen, — nämlich das Bestreben, ihre Empfindungen nicht zu verathen, froh und glücklich zu scheinen und den Schmerz zu verbergen, der sie zu vernichten drohte. Ladenden Mundes folgte sie seinem Bericht und drückte in ihrem Wesen die Theilnahme einer guten Freundin aus.

Und nun kam für sie das Schreckliche, worauf sie jetzt nicht mehr gefaßt war: — er fing an, zärtlich zu werden.

Nur in ihrem ersten Briefen war von ihrem Brautstand die Rede gewesen; später wurde diese Thatsache stillschweigend als etwas Selbstverständliches angenommen, und dann waren es nur ganz kurze, nüchterne Briefe gewesen, wie zwischen oberflächlichen Bekannten. Jetzt fühlte Walter die Verpflichtung als Ehrenmann, sein vor Jahren gegebenes Wort einzuhalten. Er wollte das Mädchen glücklich machen, sie für die lange Zeit des treuen Hartens belohnen. Er ermahnte sich an seiner Aufgabe, erfaßte ihre Hand und bat sie, den Tag der Hochzeit bestimmen. Er zog sie an sich und wollte sie küssen.

Und sie, infolge jener unglückseligen, neuentdeckten Gabe des Gedankenlesens, war sich bewußt, daß er in diesem Augenblick dachte: —

„Was bin ich doch für ein rechtschaffener, edler Mensch; — wie muß ich die arme Anna durch solche Treue beglücken!“

Mit beiden Händen stieß sie ihn von sich und sank blaß und zitternd in die Sofaccke zurück.

Walter glaubte zu träumen. „Aber, Anna,“ rief er erschrocken, „was hast du nur? Bist du mir denn gar nicht mehr gut? Ich frage dich, wann wir Hochzeit feiern wollen, und statt aller Antwort stößt du mich von dir?“

„Nein, nein,“ schluchzte das Mädchen erregt, beide Hände vor das Gesicht schlagend, — „ich kann deine Frau nicht werden!“

Dann, wie sie gewahr wurde, daß er ganz verblüfft dastand und sie anstarrte, als wäre sie von Sinnen, gewann sie mit großer Anstrengung ihre Fassung wieder.

„Sei mir nicht böse,“ bat sie mit einem matten Lächeln; „es ist zu spät. Ich bin eine alte Jungfer geworden

und mag nicht mehr ans Heirathen denken.“

„Anna,“ rief er noch immer ungläubig, — du liebst mich nicht mehr?“

Sie zögerte; dann: — „Meine Freundschaft wird Dir stets bleiben,“ sagte sie ausweichend, indem sie ihm die schmale Hand hinreichte: „nicht wahr, wir bleiben Freunde?“

Kurz darauf verließ Walter das Haus. Sein Selbstgefühl hatte einen empfindlichen Stoß erlitten, doch sein Herz war dabei nicht theilhaftig gewesen. Er ärgerte sich, daß er von Amerika gekommen war, um sich einen Korb zu holen. Und einen so unberechtigten, unbedingten noch dazu.

„Eigenthümlicher Geschmack,“ brummte er ärgerlich, „das Loos einer alten Jungfer dem Leben an meiner Seite vorzuziehen! Und ich Giel hätte auf ihre Treue geschworen! Vielleicht liebt sie einen andern! Da sage nur einer, die Frauen seien das treuere Geschlecht. Na, mir soll es recht sein!“

Er bestieg eine Droschke, zündete sich eine Cigarette an und sah die Entschluß, an Ada Halifax zu schreiben und sie um ihre Hand zu bitten.

Pfingst-Sonnenschein.

Novellette von E. Merf (München).

War das schön und neu! Einmal bei weitgeöffnetem Fenster in behaglicher Ruhe zu frühstücken! Ganz langsam. Zeit zu haben, um sein Bröckchen einzutunken, Stück für Stück; dazwischen hinaus zu gucken auf den herrlichen blauen Himmel über den Dächern. Einmal ohne Eile! Im vollen Bewußtsein der Feiertags-Freiheit!

An eine so schöne Frühstücksstunde, wie an diesem Pfingstmorgen erinnerte sie sich in ihrem ganzen Leben nicht. Sonst mußte sie ja stets gleich fortgehen in die Schule; auch an den Sonntagen. Zu Ostern hatte es noch geschneit. Und früher? Du lieber Himmel! So lange ihre Mutter noch lebte! Was würde die gute alte Frau gesagt haben zu solchem Nichtsthum, zu solch faulem Dreinschauen! Sie hatte ja immer den Stricktrumpf in Händen gehabt. Nun ruhten die fleißigen, weiten Hände für immer. Mina war allein in der Welt seit dem Winter. Kein Mensch frag, wie die kleine Volksschullehrerin da oben in der vierten Stockwohnung ihre paar Ruhestunden herumbrachte.

Da fing plötzlich eine Amstel zu singen an, so lustig, so jubelnd, so mairheftig übermüthig! Gerade vor ihren Fenstern. War das ein bescheidener Vogel! In der ruhigen Dachrinne sah er, vor ihren paar armenfingigen Blumenköden! Ganz leise stand sie auf und betrachtete den schwarzen kleinen Kerl, der solchen Frühlingsjubel in ihre Seele hineingaurberte.

Ja, so ein Vogel, der hat's freilich gut! Hebt die Flügel — husch! — fort war er! Schwebte dahin in die blaue Luft, weit hinaus über das Häusergewimmel in's Freie, in's Grüne ...

Aber warum that sie's nicht auch? Das Fliegen mußte sie ja wohl bleiben lassen. Aber eingeperrt war sie doch auch nicht. Es schien nur gar so fremd und wunderbar, daß sie einmal an diesem Sonntagtag ganz thun konnte, was sie wollte —

Eine Stunde später wanderte sie unter knospenden Alceebäumen auf einem schmalen Fußpfade neben der Landstraße dahin.

Sie war eine Strecke weit mit der Pferdebahn gefahren. Die Stadt hatte hier ein Ende. Nur vereinzelte Häuser standen noch zwischen Gemüsegärten und Baupläzen. Dann kam freies Land; Wiesen und Blumen, weite Felder, und dahinter standen blau und klar, mit ihrem alten zauberhaften Fernendust, die schneeigen Berge.

Mina stand still, erschrocken fast vor dieser Schönheit, die ihr so nahe war, die sich gleich da draußen vor den nächsten Stadtschiffen entfaltete, wie eine märchenhafte reine, lichte Welt.

Es war schon ganz friedlich einsam um sie her. Heute ruhte alles Wagengetöse, dampftraine Fabrik-Schlote. Radfahrer kamen auf der Landstraße vorübergefaßt. Einer rief dem Mädchen von weitem „Guten Morgen!“ zu. Sie ärgerte sich im ersten Augenblick, fand das fast und zudringlich. Aber als sie ihm dem Kopf zuwendete, sah sie in ein so vergnügtes freies Gesicht, daß sie den Gruß ganz heiter erwiderte. Warum sollte man sich eigentlich nicht, wie die Landleute, ein freundliches Wort sagen, wenn man sich hierdraußen begegnete in dieser Dorfstraße, an diesem köstlichen Maientag?

Fast wie dem kleinen schwarzen Vogel schaute sie dem Radfahrer nach. Husch! war er fort.

Oh, wann's bei ihr auch langsamer ging, reizend war es doch, dieses Dahin-

marschiren, einmal ganz fern von dem täglichen, abgetretenen Trab. Sonst lief sie ohnedies wie ein Trambahnpferchen immer den gleichen Weg, — heute einmal frei, planlos, nur so in's Blaue hinein.

Ein Bauernwagen kam vorüber; neben dem Pferd lief ein ausgelassenes Füllen, das die drohligen Seitensprünge machte. Sonst Stille. Stodengeläuf von einem fernen Kirchlein. Verhengewisscher.

Plötzlich sah sie auf der sonnenbeschienenen Landstraße einen dunklen Fleck.

Was dort nur lag? Sie ging rascher. Wahrhaftig ein Mensch! Lang ausgestreckt unter dem Alceebaum. Ein Betrübter am Ende? ... Am hellen Morgen! — Ihr graute. Da wollte sie lieber nicht vorüber.

Aber war das nicht ein umgefallenes Rad was da neben dem Baume zum Vorschein kam? Also ein Unfall? Unwillkürlich lief sie nun. Schrecklich, wenn es ein Verunglückter, ein Schwerverletzter wäre! Und weit und breit kein Mensch, um zu helfen, als sie ganz allein!

Mit ängstlichen Augen trat sie näher. Ein langer, schlanker junger Mann, in seinem grauen Sportsanzug, im Staub der Straße. Er war mit dem Kopf an den Baum angelehnt und bewußtlos. Nun erkannte sie das Gesicht, so flüchtig sie es auch gesehen: es war derselbe, der ihr vor kurzem so fröhlich „guten Morgen“ gewünscht.

Zum Glück glänzte dort in der Wiese ein Bach. Sie besann sich nicht lange, nahm die Lederbüge, die ihm herabgefallen war, rannte in das feuchte Gras, und holte Wasser. Dann neigte sie ihm die Stirne, das Haar.

Es dauerte nicht lange, so schlug er die Augen auf, sah sich verwundert um. „Gefallen? Donnerwetter! So was dummes! Aber nur das Pferd war daran schuld! Und der verdammte Graben!“

Nun er kam er vollends zu sich und sah das vor ihm stehende schlanke Mädchen, das ihn halb verlegen, halb besorgt anblickte, mit scheuen, gutmüthigen Augen. Sie hielt noch die Büge in den Händen, aus der nun das Wasser durchträufelte und bemühte sich eben mit ihrem Tuch eine kalte Comresse herzustellen.

„O — Fräulein! Danke herzlich. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen da so im Wege liege!“

„Ist Ihnen besser?“ fragte sie freundlich. „Haben Sie sich nicht sehr wehe gethan?“

Er füllte seine Arme und Beine. „Zerbrochen ist nichts, Gott sei Dank!“ lachte er. „Mir ist's nur ganz wirblich im Kopf. Du lieber Himmel! und mein Rad! Wenn das nur auch heil geblieben ist!“

Sie half ihm, da er bei dem Versuch sich aufzurichten, taumelte, die Maschine emporzuheben.

„Danke, danke! Nun kriegen Sie auch noch Staubflecke an Ihr Kleid, um meinetwillen! Schändlich! Aber froh bin ich doch: das Rad scheint in Ordnung!“

„Kann ich nichts für Sie thun?“ sagte sie mit ihrer sanften Stimme und sah ihn ein wenig rathlos an, als er sich von neuem schwindelnd an dem Baum festhalten mußte. „Wasser vielleicht? ... Wenn wir nur ein Glas hätten! Es scheint ganz klar zu sein in dem kleinen Bach dort!“

„O einen Becher habe ich wohl. Aber, daß Sie nun solche Mühe mit mir haben!“

An den Baum gelehnt, schaute er ihr nach, wie sie leichtfüßig zwischen dem frischen Grün und den Blumen dahin eilte. Nun kam auch ein kleiner Junge des Weges, im Feiertagsanzug mit grellrothem Hofenträger über dem schneeigen Hemd.

„Magt eine Mart verdienen?“ rief der Radfahrer ihm zu und ließ das aus der Tasche geholt Geldstück in der Sonne blihen.

Der Kleine grinst. „So nimm das Rad dort und schieb' es, wohin ich Dir sage. Es wird sich wohl irgend ein Haus finden, in dem ich es lassen kann.“

„Nämlich, weiterfahren, das geht nicht!“ erklärte er dem mit dem gefüllten Becher zurückkehrenden Mädchen. „Ich finde ja auf meinen Beinen kaum noch die Balance. Und wenn ich den Baum loslasse, so fängt alles um mich her zu schimmeln an. Aber ich kann doch nicht wohl als Säulenheiliger hier stehen bleiben.“

Er lachte über seinen unsicheren Schritt. Minna streckte erschrocken die Hand aus; sie meinte schon, er würde wieder zu Boden schlagen. Er griff auch krampfhaft nach der Stütze und legte schließlich seinen Arm in den ihren.

„Wollen Sie mich ein wenig führen, Fräulein? Es wird gewiß rascher